

## Berichte und Mitteilungen.

### Ostbolivianische Urwaldstämme.

Aus dem Material einer Forschungsreise ins Innere Boliviens.

Von R. N. WEGNER, Frankfurt a. M.

Mit 4 Textabbildungen u. Taf. XIV—XVII.

Seit dem 16. Jahrhundert waren Spanier bis ins Amazonas-Einzugsgebiet im heutigen Ostbolivien vorgedrungen. Die Wirksamkeit dieser frühen Entdeckungszüge<sup>1)</sup> blieb sporadisch. Die Missionsbestrebungen der Jesuiten seit Ende des 17. Jahrhunderts erreichten höherstehende Aruak-Stämme, wie z. B. die Baure und Mojos-Indianer<sup>2)</sup>, die seit altersher besondere Kenntnisse, so in der Webkunst besaßen. Diese Stämme bewohnten vorzugsweise die Grasebenen oder die Ufer der Flüsse. Einst von Jesuiten gegründete, lange nach ihnen still liegende Gemeindewesen erfuhren später, besonders in der Zeit der Gummi-Hochkonjunktur, einen neuen Aufschwung.

Eine ganze Gruppe kleiner und kleinster Waldstämme in Ostbolivien, die von den Ansiedlern summarisch als Siriono<sup>3)</sup> oder Chori bezeichnet werden, blieb aber bis vor wenigen Jahren eigentlich nur vom Hörensagen und gelegentlichen Überfällen bekannt. Auf diesen konnten ihre übermannshohen Bogen und Pfeile zu gefährlichen Waffen werden. Aus Strafzügen, die früher gelegentlich im Departamento Santa Cruz notwendig waren Bogen und Pfeile, an Länge und Stärke diejenigen aller Indianerstämme übertreffend, in einige Museen gelangt.<sup>4)</sup> Von ihrem übrigen Besitz, Sitten und Gebräuchen wußte man aber noch wenig. Kein Reisewerk über Bolivien führte die Leute im Bilde vor. Was mir bis zum Juli 1927 bekannt wurde, namentlich durch Herrn ANTONIO PAULLY in Buenos Aires, habe ich in einem der „Umschau“ 1927 zugesandten Artikel kurz zusammengefaßt und darin zu ihrer weiteren Erforschung aufgefordert, ferner ihm einige von dritter Seite (Ingenieur R. GERSTMANN) aufgenommene Photographien mit dessen Erlaubnis beigegeben. Der Umschau-Artikel ist leider zu einer Zeit, als ich nun selber monatelang außerhalb von Postverbindungen im Innern Boliviens weilte, mit einigen recht unerwünschten Abänderungen, insbesondere im Titel, aber auch im Text, zum Abdruck gelangt.<sup>5)</sup>

Seit 1925, im Anschluß an eine grippeartige Epidemie waren Siriono um Nahrungsmittel bettelnd friedlich auf vielen Barranca, höherliegenden Flußböschungen, am Grande und in der Nähe seiner Einmündung in den Mamoré erschienen.

Aus Cuatro Ojos trafen Nachrichten<sup>6)</sup> über sehr primitive, bisher unbekannte Typen in den Wäldern zwischen Piray und Grande ein. Was von ihrem geringen Kulturzustande, dem Fehlen einer sprachlichen Verständigung glaubwürdig berichtet wurde,

1) WEGNER, R. N. Zum Sonnentor durch altes Indianerland. Darmstadt 1931, pag. 83.

2) WEGNER, R. N. Die Mojos-Indianer. Eine Jesuitenmission im 18. Jahrhundert und ihre spätere Entwicklung. Petermanns Geographische Mitteilungen, Gotha 1931, H. 3/4, p. 77—81, Taf. 3.

3) Siriono von Siri = Chonta-Palme (Guilielma insignis).

4) HERZOG, Th. Beiträge zur Kenntnis von Ostbolivien. Petermanns Mitteilungen, Gotha 1910, p. 199 u. ff.

5) WEGNER, R. N. Die Siriono, m. Abb. v. Herrn Ingenieur ROBERT GERSTMANN, „Die Umschau“, Jg. XXXI, H. 44, Frankfurt a. M., 1927.

6) WEGNER, R. N. Die Quruñgu'a, ein neuentdeckter Stamm primitivster Kultur in Ostbolivien. Phoenix, Zeitschrift d. deutschen wissenschaftlichen Vereins, Jg. 1928, p. 369—84, Buenos Aires 1928.

wich von anderen Nachrichten über die Siriono ab, besonders von den bald 40 Jahre zurückliegenden Schilderungen des Franziskanerpaters CARDUS<sup>1)</sup>.

Der Aufenthalt von 1 Jahr in den Landschaften am Grande unterstützte dann den Versuch, mit aller Reserve Nachrichten auch über die bisherige Geschichte der in Frage kommenden Stämme einzuziehen.

Der Überlieferung nach bestand vor einem Jahrhundert zwischen den Guarayo und Siriono ein freundschaftliches Zusammenleben. Eine Nachprüfung älterer Nachrichten aus dieser Gegend an Hand früherer Jesuitenaufzeichnungen, sowohl nach FERNANDEZ<sup>2)</sup>, ALTAMIRANO<sup>3)</sup>, EGUILUZ<sup>4)</sup>, EDER<sup>5)</sup>, MARBAN<sup>6)</sup>, GARVIGA<sup>7)</sup> ergab bisher keine früheren Nachrichten über Waldstämme wie die Siriono. Einer der seltenen Berichte<sup>8)</sup>, in denen der Name „Siriono“ schon erwähnt wird, scheint ein Oficio des Gouverneurs von Santa Cruz aus dem Jahre 1780 zu sein. Es berichtet von Gewalttätigkeiten der Siriono, die sich in der Nähe von Niederlassungen seines Bezirkes einfanden. Etwa 30 Leguas von Santa Cruz wohnten sie an beiden Ufern des Guapay (alter Name für den Grande) und des Piray. Sie wären nicht gerade schlecht, aber die Ungestraftheit ihrer Beutezüge veranlaßte sie immer wieder zu neuen Räubereien. Die Estanzeros der Gegend schätzten sie etwa auf 500 Leute. Hundert Jahre später hörte man auch noch nicht viel anderes mehr von ihnen. Ihre kriegerische Ablehnung gegen andere Indianer scheint später schlimmer geworden zu sein. In den 50er Jahren entstand eine Jahrzehnte dauernde erbitterte Fehde zwischen Neoze und Guarayo, deren Keim nach CARDUS in Beleidigungen auf einem gemeinsamen Feste zu suchen sei. Den Yuracaré im Westen ihres Verbreitungsgebietes haben die „Siriono“ stets als erbitterte Feinde gegenüber gestanden. Die Durchschlagskraft, welche die gewaltigen Chonta-Bogen ihren langen Pfeilen verliehen, machte sie auch sonst zu gefürchteten Gegnern, die in früheren Zeiten auch die wenigen Wege gefährdet erscheinen ließen, die im verkehrsarmen Bolivien ihre Waldgebiete berührten. Wo in abgelegenen Bezirken am Grande und Itenes Pflanzungen angelegt wurden, machten sie sich sporadisch als Plünderer lästig. Bei solchen Plünderungszügen verfolgt, dehnte sich der alte feindliche Gegensatz zu allen umwohnenden Indianerstämmen in zunehmendem Maße auch auf die Weißen aus. Da trat mit dem Jahre 1925 als Folge einer Epidemie ein friedlicher Umschwung zu Tage.

Auf der Ausnutzung der kleineren Palmen, des Holzes der Chonta- oder Siri-Palme (*Guilielma insignis*), dazu der Tembe, einer anderen Palmenart, der Blätter der Motacua-Palme (*Athalea princeps*), der Blütenstiele des Chujio oder Fächerschilfes, auch Pfeil-

<sup>1)</sup> CARDUS. Sobre las misiones franciscanas entre los infiles de Bolivia. Barcelona 1886, p. 279.

<sup>2)</sup> FERNANDEZ, P. Relacion historial de las misiones de indios Chiquitos que en el Paraguay tienen los padres de la compania de Jesus. Reimpresa fielmente segun la primera edición que saco a luz el P. Z. HERAN en 1726; Madrid 1925.

<sup>3)</sup> Die Berichte von ALTAMIRANO (ca. 1703), MARBAN u. GARVIGA sind durch den bolivianischen Historiografen MANUEL V. BALLIVIAN 1891, 1897 u. 1898 in La Paz veröffentlicht worden.

<sup>4)</sup> Historia de la Mision de Mojos en la Republica de Bolivia escrita en 1696 por el P. DIEGO DE EGUILUZ. Publicada con varios documentos ineditos referentes en esa mision, biografias y notas por Enrique Torres Soldamando, Lima 1884.

<sup>5)</sup> EDER, FR. X. Descriptio Provinciae Moxitarum in Regno Peruano. Budae 1791.

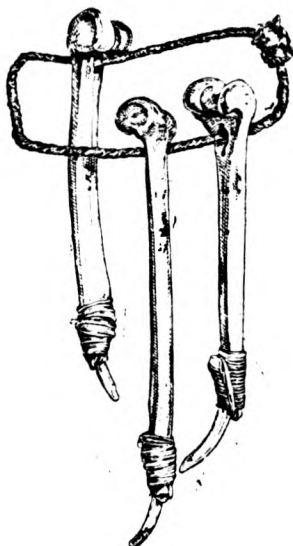
<sup>6)</sup> S. Fußnote 3.

<sup>7)</sup> S. Fußnote 3.

<sup>8)</sup> RENÉ MORENO. Biblioteca Boliviana, Catalogo del Archivo de Mojos y Chiquitos. Santiago de Chile 1888, p. 154 u. 462.

gras genannt (*Gymnerium sacharoides*) an den Flußufern oder Lagunen, der Bambus- oder Tacuara-Stämme (*Gadua*) baut sich das Leben der Urwaldbewohner auf. Darin zeigen sie eine gute Anpassung an die wichtigsten Pflanzen ihrer Umgebung.

Soweit man ihn nur aus früheren kriegerischen Zusammentreffen kennen lernen konnte, war daher der Kulturbesitz aller dieser Stämme dem äußeren Ansehen nach der gleiche. Alle führen sie die übermannshohen Chonta-Bogen, die bis  $3\frac{1}{4}$  m langen Pfeile, in ihren aus jungen Motacu-Blättern geflochtenen Tragtaschen fanden sich die gleichen Schneckenschalen, Wachsballen und vor allem das eigentümliche Instrument Hirazi oder t'Aikudin (t' = persönliches Fürwort) genannt (Text-Abb. 1). Es besteht aus dem scharfen Schneidezahn eines Hochi<sup>1)</sup> am Werkende. Als Handgriff wird ein abgebrochenes Stück vom Oberschenkel eines Manechi<sup>2)</sup> verwandt. Der Nagezahn wird



Text-Abb. 1. Schneide-Instrument, Hirazi oder Aikudin genannt.

dabei durch eine fest anliegende Schnurumwicklung in eine schräge Bruchstelle der hohlen Röhre des Knochens so eingeschäftet, daß das Kniegelenkende des Knochens als Griffknopf dient, wobei der Daumen der Arbeitshand auf der Rückseite des Knochens in die Grube zwischen den Gelenkknollen gestemmt wird. Bei dieser Anordnung wird das zierliche Instrument doch zu einem kräftigen Werkzeuge.

Bei solcher Gleichheit in wichtigen Teilen der äußeren Habe blieb es bisher verborgen, daß zwischen den Siriono ein kulturell wie rassenanatomisch niedriger stehender Stamm, den ich als „Quruñgu'a“ bezeichne, das gleiche Waldgebiet bewohnt.

Die Wissenschaft wird sich beeilen müssen, jedes nur erreichbare Material der scheuen Bewohner fernster Urwaldwinkel zwischen den großen Stromgebieten des südamerikanischen Kontinents zusammenzutragen. In ihrer besseren Kenntnis liegt Rüstzeug zur Beantwortung von Fragen nach der Urbevölkerung Amerikas.

<sup>1)</sup> Goldhase (*Dasyprocta aguti*).

<sup>2)</sup> Brüllaffe (*Mycetes seniculus*).

## Die Quruñgu'a.

Bei umwohnenden Siriono soll Quruñgu'a<sup>1)</sup> oder Uruñgu'a laut Vorweisung am Naturobjekt „Sumpfschnecke“ bedeuten. Vor acht Jahren hausten diese Urwaldbewohner ca. 7—8 km von der Ortschaft Cuatro-Ojos entfernt, auf dem westlichen Ufer des Piray noch in 18 größeren Lagern. Auch unter ihnen wütete eine grippeartige Epidemie. In der Nähe des Establecimiento „24 de Septiembre“ kamen 1926 ihre verhungerten nackten Gestalten aus dem Walde, töteten mehr aus Angst ein wertvolles Maultier durch Herzschuß auf 15 m Entfernung mit einem ihrer langen Pfeile. Die Durchschlagskraft war so groß, daß der Pfeil auf der anderen Seite des Tieres zum Vorschein kam. Durch die Besonnenheit eines damals dort tätigen deutschen Verwalters wurden sie in freundlicher Weise durch gelegentliche Verabreichung von Lebensmitteln an die Niederlassung gewöhnt.

An der gleichen Stelle konnte ich ihnen<sup>2)</sup>, obgleich sie trotz der vorangegangenen Berührung mit Weißen, insbesondere ihre Frauen, immer noch sehr scheu waren, wieder begegnen. Die beiden alten Männer, zwei junge Männer und ebenso zwei Frauen des kleinen, zur Zeit meiner Beobachtungen noch dreizehn Personen umfassenden Stammes, mögen etwa 5—6 Weißen oder Mestizen vorher begegnet sein. Ich habe mich bemüht, jedem solchen Fall nach Möglichkeit nachzugehen. Meine Guarayo-Träger aus den Missions-Niederlassungen bei Ascension staunten bei dem bärtigen Anblick der beiden von ihnen nie gesehenen Quruñgu'a-Männer. Ich ließ meine indianischen Träger in genügender Entfernung beim Besuch der Leute zurück. Ihre Unberührtheit hatte so zu meiner Zeit noch kaum Schaden gelitten. Ungehindert lebten sie freizügig in den Wäldern, auch wenn sie sporadisch bei Hunger in der Nähe der erwähnten Hacienda in einiger Entfernung von Cuatro-Ojos erschienen.

Die 7 Quruñgu'a-Männer, denen ich begegnete, waren im Gegensatz zu später besuchten Siriono auffallend kräftige Gestalten mit starkem Gebiß und breiter Nase bei querstehenden Nasenlöchern. Rein körperlich vermochten sie bedeutende Widerstandskraft zu entfalten. In drei Merkmalen wichen sie besonders von allen umwohnenden Indianern mit Einschluß der Siriono ab, durch ihre Körpergröße von 1,70—1,90 m Höhe, leicht welliges Haar gegenüber dem glatten Straffhaar anderer Indianer und den auffallenden Bartwuchs (Taf. XIV, Fig. 2 u. Taf. XV, Fig. 2). Letzterer ist unter südamerikanischen Indianern, die eine spärliche Gesichtsbehaarung vielfach noch durch Ausrupfen zu entfernen pflegen, recht in die Augen fallend, sonst nur noch als typisch von älteren Guato am Caracara in Matto Grosso<sup>3)</sup> bekannt. Das Kopfhaar wird gelegentlich bis auf 5—10 cm Länge über einer Holzunterlage mit Bambussplittern gekürzt. In der Hautfarbe sind dunkle, negroide Töne bei mehreren Individuen zu beachten, zahlreiche Schründen und Narben am Körper älterer Leute. Unter den 2 Quruñgu'a-Frauen, die ich zu sehen bekam, bedauerte ich, nur kleinen, elenden Gestalten zu begegnen, aufs Skelett abgemagert, mit vorgetriebenen Bäuchen. (Taf. II, Fig. 1). Ein Quruñgu'a-Jüngling (Nr. 14), der sich Ansiedlern bei Cuatro-Ojos schon lange vorher angeschlossen hatte, war noch nach zwei Jahren unfähig, ein vorgesprochenes Wort nachzusagen und trotz herkulischer Muskulatur nur imstande, wenige Griffe nachzuzahnen, die über die Handhabung seiner alten Waffen und Werkzeuge hinausgingen. Er lernte auf Anrufe reagieren, drehte, auf einer Kiste sitzend, alle ihm unbekanntem Gegenstände immer wieder mit unverhohlenem Interesse

1) ñg = nasales g.

2) Anzahl der untersuchten Personen 13.

3) ШМИДТ, МАХ. Die Guato und ihr Gebiet, Baeßler-Archiv, Band IV, H. 6, p. 271, Fig. 28, Leipzig 1914.

in den Händen, ohne die Bedeutung derselben am Beispiel zu erfassen. Scheu und un-gelehrig, wird leider ihr Schicksal bald besiegelt sein.

Der Körperschmuck ist recht gering. Einige wenige Zähne an einer Schnur aus Bastfasern um den Hals (Taf. XIV, Fig. 2), an der häufig noch Werkzeugschnecken-schalen hängen, ist alles. Manche Quruñgu'a verstehen es, in mühsamer Weise mit einem kleinen Eichhörnchen-Schneidezahn Löcher in das Wurzelstück von Schweine- oder Tejoneck-<sup>1)</sup> Zähnen zu kratzen, andere kennen nur eine Umwicklung der Zahnwurzel mit gewachsenen Pflanzenfasern zur Befestigung an der Halsschnur. Der Häuptling ritzte einmal mit Hochzähnen die Männer in die Arme, besonders aber in die Waden. Alle Männer blieben danach 2—3 Tage im Lager liegen, schon der Wundbeschwer-den wegen. Für ihnen geschenkte Glasperlen besaßen die Quruñgu'a kaum Interesse.

Eine aus Motacu-Palmblattstreifen geflochtene Vorratstasche enthielt 18 Reserve-muscheln, die zum Schaben und Polieren dienen, 4 Unterkieferhälften vom Goldhasen oder Hochi, zwei vom Eichhörnchen, 3 Wachsballen in Blätter gewickelt, das eingangs geschilderte Kratzinstrument, Rajastacheln (*Trygon hystrix*) und Palometakiefer. Bei drei Männern und auch bei einem halbwüchsigen Knaben fand ich hellbraune Eichhörnchenschwänze am Haar des Hinterhauptes mit Wachs festgeklebt, noch be-liebt war es, sich die schwarz, braun und weiß gestreiften Federn der Pava pintada (*Crax sclateri*) anzukleben (Taf. XV, Fig. 2).

Der Quruñgu'a, der keine Hängematte kennt, begnügt sich als Schlafunterlage mit geflochtenen Bodenmatten aus Motacublättern. Zum Regenschutz dienen über Stäm-men schräg gestellte Blätter dieser Palme. Männer und Frauen halten sich innerhalb der Lagerstätten getrennt. Die Männer kümmern sich um Frauen und Kinder wenig, etwa vom 12. Lebensjahr an beginnt man Knaben mit auf die Jagd zu nehmen. Ein Knabe von etwa 14 Jahren wurde seit über 1 Jahr bei den Männern beobachtet.

Bei der Nahrungssuche wie in der Nahrungsaufnahme offenbart sich sehr deutlich ein primitiver Zustand der Quruñgu'a. Sie sind hauptsächlich Waldjäger, die daneben eine Reihe von Waldfrüchten besonders von Leguminosen sammeln. Um zu trinken, stellten sie sich breitbeinig am Rande der Lagune hin, mit der akrobatenmäßigen Biegsamkeit ihres Körpers beugten sie sich dann so weit vor, daß sie direkt mit dem Munde aus dem Wasser tranken. Alles Fleisch, das sie von keinem Tier verschmähen, wird in der glühenden Holzasche geröstet, ohne die Eingeweide auszunehmen, Gürtel-tiere und Schildkröten gleich in der Schale. Die Quruñgu'a kennen kein Geschirr, selbst Wasser wird in Patuju-Blättern (*Heliconia*) übrigens weite Strecken mit großer Ge-schicklichkeit getragen. Nur eine einzige Kochtopfform, und zwar nur zum Zubereiten einer wildwachsenden Bohnensorte, wurde angewandt. Hierzu benutzen sie ein seltsames Gefäß, am Boden mit einer Tonspitze, es in die Erde zu stecken, damit es nicht umfällt. Holz wird dann um dasselbe herumgeschichtet. Ob es die Quruñgu'a selbst anfertigen, konnte ich nicht feststellen. Die Frauen versuchten gerade dieses Gerät ängstlich vor mir zu verstecken, so daß ich kein Exemplar davon für die Sammlung erhielt.

In der Form der hergestellten Waffen und Werkzeuge weichen sie weitgehend von den benachbarten Indianerstämmen ab, diese ähnelt aber der bei den nachstehend geschilderten Siriono. Bei den Quruñgu'a ist der Bogen besonders stark, zum Unter-schied zu anderen Siriono-Stämmen eine bis zu 10 cm breite, nach den Enden zu spitz zulaufende Latte aus Chonta-Holz (Taf. XIV, Fig. 2). Gelegentlich verwendet der Quruñgu'a statt dieses besonders breit gearbeiteten Bogens einfach einen rohen Stab oder Knüppel, mitunter mit einer geeigneten leichten Knickung (Taf. V, Fig. 2). Die

<sup>1)</sup> Nasenbär oder Coati.

Bogenschnur sichert an dem einen Ende eine enge Schlinge, an dem anderen Ende auch noch eine mehrfache Umwicklung.

Die verschiedenen bis zu  $3\frac{1}{2}$  Meter Länge gefertigten Formen der Pfeile sind bei Siriono und Quruñgu'a die gleichen. Die Pfeilspitzen, glatt oder mit Widerhaken, werden aus dem Holz der Tembe-Palme, eine breite, messerartige Schneide aus Tacuara, geschnitzt. Der Widerhaken wird nicht aus dem Holzstück herausgearbeitet, sondern durch Umwicklung eines zweiten zugespitzten Holzstückchens unterhalb der Pfeilspitze angefügt. Die Spitze aus einem  $\frac{1}{2}$ —1 Meter langen Tembestab wird unter Verwendung von schwarzem, über dem Feuer weich gemachten wilden Wachs in die Aushöhlung des Chujio-Schaftes eingepicht. Für die Schwungfedern werden mit dem sägeartigen Unterkiefer der Palometa<sup>1)</sup> jederseits zwei gerade Rinnen gezogen, um sie mit Wachs darin einzufalzen. Die Einsatzlinien dieser Schwungfedern verlaufen gerade, nicht in einer Schraubenlinie aufgesetzt, wie z. B. bei den Guarayo. Dafür werden aber die Federn in die Rinnen so eingepicht, daß Oberseite gegenüber Unterseite einer Federhälfte zu stehen kommt. Alle Verbindungsstellen werden durch feine Umwicklungsschnüre mit Wachsüberzügen ebenso wie die Einkerbung für die Bogensehne am Schwungende gesichert. Die Quruñgu'a gewinnen das Material für diese Schnüre aus den Fasern einer Blattrippe.

Vor dem Einschäften der Pfeilspitze aus Hartholz wird der Schaft aus Chujio-Rohr mit Chonta-Bastfasern, die gut gewachst werden, umwickelt, um ein Aufplatzen des leichten Rohres zu verhindern. Die Pfeilspitze aus hartem Chonta-Holz glättet man auch am Schaftende, überzieht sie mit Wachs, um sie heiß über dem Feuer in den Rohrschaft hineinzutreiben. Bogen und Pfeile erfahren noch eine peinliche Nachbearbeitung. Da sieht man ein Absengen herausstehender Fasern, ein Geradeziehen kleiner Biegungen der Spitzen über dem Feuer, das Wachsen von Schnüren durch Hin- und Herziehen über einem Wachsstück, Übergehen der angelegten Bogenschnur mit einem angekohlten Holzstück und Glattstreichen mit dem Fingernagel. Der Pfeilschaft wird zwischen großer und zweiter Zehe gehalten, während der Mann daran arbeitet. Im Feuer wird die Bogenschnur durch Sengen widerstandsfähiger gehärtet, herausstehende Faserenden mit den Zähnen abgeissen.

Zur Befestigung der Sehne an dem plumpen, schweren Bogen wird zunächst um eins der zugespitzten Enden des Bogenholzes eine enge Schlinge gelegt und fest angezogen. Das schon umbundene Ende wird an den Boden gedrückt, die Bogenmitte durch Anstemmen des linken Fußes kräftig gekrümmt. Rasch wird in diesem Augenblick eine Schlinge auch um das andere Bogenende geworfen und unter Hinzufügen einer Hilfsschlinge allmählich fester angezogen. Das Schnurende liegt etwa  $\frac{1}{100}$  der ganzen Bogenlänge vom Ende entfernt.

Am Rande einer Lagune sank ein Quruñgu'a wie ein Stein an einer tieferen Stelle ab und wäre ertrunken, wenn nicht ein anderer ihn rasch an den Haaren in flacheres Wasser gezogen hätte. Da sie nicht schwimmen können, sondieren sie beim Überschreiten eines Wassergrabens vorsichtig mit einem ihrer langen Pfeile den Grund. Eines Tages an den Fluß geführt, bekamen die Männer zum erstenmal ein Boot zu sehen, eines der flachen, ortsüblichen Kanus. Unbekannt mit diesem Fahrzeug setzten sich alle, ehe es zu hindern, auf die eine Bordkante, so daß sofort das Boot umschlug. Da es schwer, die Leute zu retten, so ertranken zwei (Nr. 8 u. 9) und ihre Körper wurden durch die Strömung abgetrieben. Dieser Unglücksfall bewies, wie unvertraut die Quruñgu'a mit den Flüssen waren.

8—10 Tage vor Beginn eines Tanzes werden in der Nähe des Tanzplatzes einige Löcher mit der Hand in der Erde ausgehöhlt, diese mit Patuju-Blättern, die keine Risse

<sup>1)</sup> Sägesalmler (*Pygocentrus piraya* CUVIER).



haben dürfen, ausgekleidet und darin ein gegorenes Getränk aus wildem, mit Wasser durchtränktem Honig, bereitet. Zum Schöpfen dienen Unio-Schalen. Soweit ich selber beobachten konnte, finden die Tanzfeste bei den Quruñgu'a bei beginnendem Mond statt. Nur die Männer tanzen, sich mit der rechten Hand unterhakend, in der linken Bogen und Pfeile haltend, 5—6 Schritte vorwärts und zurück. Die Frauen sitzen unbeteiligt daneben, stoßen ein einfürmiges „Tu, Tu“, mehr hauchend als tönend hervor.

Von einem Kranken wenden sich dessen Genossen wie unwillig ab, richten sich starr zur Seite, um die Schmerzen eines Sterbenden nicht zu sehen. Nach dem Ende verläßt man schnell das Lager, die paar Habseligkeiten zusammenraffend — achtlos bleibt der Tote liegen (2 Fälle beobachtet).

Seit altersher galten im Beni und im Departamento Santa Cruz gewisse Teile der Siriono oder Chori als stumm. D'ORBIGNY berichtet 1832 von Erzählungen darüber, nur bezweifelt er später die Angaben, da die Siriono, die er kennen lernte, Verständigungsmöglichkeiten vermittels des Guarani boten. Die Quruñgu'a sind die Leute, auf die sich alle ewig wiederholten Gerüchte des Stummseins bezogen, denn auch die Neoze z. B. unter ihnen so nahestehenden Siriono, bezeichnen die Quruñgu'a als stumm.

Solchen Angaben stand ich durchaus ablehnend gegenüber. Die Geschichte der Ethnographie berichtet von ursprünglich auftauchenden Ansichten, daß z. B. von den Wedda auf Ceylon, den Guayaki in Paraguay eine Sprache von Ungeschulten zunächst nicht zu ermitteln gewesen sei. Nähere Kenntnis von den als Beispiel angegebenen Stämmen erwies dies bald als unrichtig und ihre Sprache wurde allmählich aufgezeichnet.

Jeder, der alte, eingefangene Siriono einmal gesehen hat, weiß, wie rasch sie unter aufzuzwängenden Bedingungen zur stummen Teilnahmslosigkeit herabsinken.

Mein Optimismus, bald einzelne Wortaufzeichnungen zu erhalten, verging immer mehr, als ich wochenlang mit den Quruñgu'a allein war. Nach langem Zögern zwang schließlich eine in jenem Jahre besonders weit fortschreitende Überschwemmung, aus dem Gebiete abzureisen.

Nach meinen Beobachtungen besitzen die Quruñgu'a eine reiche Skala anderer Verständigungsmöglichkeiten. Bald konnte ich erfahren, wie sie ihren Unwillen äußern. Ärgerlich zischen sie „Hütütütü“, die Männer schlagen sich wütend auf den rechten Oberschenkel und stampfen mit dem linken Beine auf, die Frauen klatschen sich gegen die Lende. Zeichen und Gebärden spielen die überwiegende Rolle. Soll jemand weggehen, so äußern sie z. B. neben der Wendung des Armes einen Gaumenlaut, den man mit „Tuch-tuch“ aufzeichnen könnte. Damit werden Wege gezeigt, Richtungen angegeben, es bedarf einer leisen Bewegung der Hand, um einen anderen herbeizuholen. Einer der bärtigen Alten, welcher das Ansehen einer Art Oberhauptes genoß, kannte sogar das Guarani-Wort „Tata“ für Feuer der benachbarten Neoze. Aber das war eine Feststellung nach langer Beobachtung. Eine richtige artikulierte und grammatikalische Sprache habe ich den Quruñgu'a bei größter Aufmerksamkeit nicht ablauschen können.

Mit Schlußfolgerungen aus der Beobachtung, daß die Quruñgu'a einen Sprachgebrauch nicht zeigten, wird man bei einem so erstaunlichen Phänomen äußerst zurückhaltend sein müssen. Als feststehend darf man zunächst nur behaupten, daß sie eine Sprache mit Kehllauten vor Fremden auch im täglichen Leben nicht merken ließen, sondern durch Gebärdenübermittlung und Zischzeichen ersetzen. Wieso aber mag es zu einem solchen Gebaren gekommen sein? Die Quruñgu'a stehen noch unter den Siriono, die bisher von vielen Seiten schon als primitivstes Volk Südamerikas angesehen wurden. So konnten sie von umwohnenden Völkern in die Urwaldwinkel zurückgedrängt werden. Der geschlossene Wald, in seiner Undurchdringlichkeit schwer zu überwinden, ist tierarm. In ihm vermögen sich nur kleine Gruppen von wenigen Personen zu erhalten. Die Isoliertheit des Lebens drängt die Möglichkeit sprachlichen Verkehrs auf

ein Minimum zurück. Die Jagdmethoden dieser Leute verlangen geräuschloses Anschleichen und Verständigen. Lautes Rufen, Schreien, auch unartikulierter Art, habe ich von den Quruñgu'a nie zu hören bekommen. Eine genaue Untersuchung ihres Kehlkopfes ist mir nicht möglich gewesen. Das wenig Veränderliche ihrer Gesichtszüge ist mir immer wieder aufgefallen. Wenn sie lachen oder über irgend etwas freudig erstaunt sind, besitzt ihr Lachen oder Grinsen etwas Starres. Man möchte es als ein gefrorenes Lachen bezeichnen. Den Gesichtszügen der Quruñgu'a fehlt ein rasch wechselndes Mienenspiel, das bei irgendeiner Mitteilung selbst das doch so wenig bewegliche, zurückhaltende Gesicht anderer Indianer zu beleben pflegt. Ungesehen glaubte ich einmal durch Spalten hinter Holzstücken lauschen zu können. Demütig wartete eine Frau auf Beuteabfälle von den hinter Palmbblattwänden geborgenen Männern. Gierig erschien eine hinzueilende Gefährtin. Greifbar vor mir stehend verständigten sich die Frauen doch nur durch erregte Gebärden.

Gespannt habe ich immer wieder aufzupassen gesucht, wenn das alte Quruñgu'a-Oberhaupt seinen Frauen Winke gab, die sie aufs peinlichste befolgten. Eine Kopfbewegung, manchmal begleitet von einem feinen Zischen, das war alles, es gab nichts aufzufangen, was Lauten einer artikulierten Sprache ähnelte. Die Gesichtsmimik blieb bei finsternem Zusammenziehen, lachendem Grinsen und unzufriedenem Vorscheben der Lippen, alles, wessen das Quruñgu'a-Gesicht mir im Ausdruck fähig erschien. Feinere Nuancen fehlten, so daß ihre Gesichter manchmal etwas Maskenartiges haben konnten.

Die Frage, warum Bemühungen um sprachliche Aufzeichnungen gerade hier erfolglos blieben, heischt folgenden Erwägungen nachgehen:

Für die Beurteilung ihres Verhaltens ist zunächst an Einflüsse wie Dämonenfurcht, auch wenn sie noch nicht feststellbar waren, bei solch primitiven Völkern zu denken. Es gibt viele Stämme in Südamerika mit der Vorstellung, in jedem Fremden ein seltsames Wesen zu sehen, womöglich die Verkörperung eines Dämons zu fürchten, der Schaden bringen könne.

Aus der Südsee sind Völkerschaften bekannt, die niemals im Walde sprechen dürfen, aus Furcht vor den Dämonen des Urwaldes, oder sie üben eine besondere Urwaldsprache, bei der Gesten und Mimik eine Rolle spielen. Um nur ein Beispiel anzuführen, darf z. B. auf den Salomonen während der Bonito-Fischerei kein Wort gesprochen werden. Furcht vor Dämonen könnte auch die Indianer Ostboliviens gegenüber dem ihnen unbekanntem Weißen zurückgehalten haben. Da ich mitten unter den Quruñgu'a gelebt habe, und die Leute auch aus ihrem ständigen Lebensmilieu, dem Urwalde, hinaus über die Graspampa geleiten konnte, so müßte bei nur zeitweiliger Enthaltensamkeit vom Sprechen hierin obendrein eine ganz ungewöhnliche Konsequenz und Energie angewandt werden, denen ihr sonstiges Gebaren wenig entsprach.

Unrichtig wäre es, ein Fehlen sprachlicher Äußerungen ebenfalls als Zeichen besonderer Primitivität deuten zu wollen. Ihre Holzkultur erscheint eher als Rückschritt, aufgezungen durch den Aufenthalt im steinlosen Urwalde:

Anschaulich wurde manches für mich durch ein kleines dreijähriges Sironom-Mädchen „Irati“. Sterbenskrank war es für eine Axt und ein Buschmesser von seinen Eltern, wilden Neoze, gekauft worden. Von Eingeweide-Parasiten geheilt, blühte es rasch auf, hatte bald, im Gegensatz zu einem zwanzigjährigen Quruñgu'a-Jüngling, einige Worte Spanisch plappern gelernt. Mit Vorliebe verständigte sie mich aber durch Zeichen. Wenn sie in wachsamer Beobachtung mir etwas zeigen wollte, so berührte sie mich leise, um, unmerklich in der Bewegung, ein Tier nicht zu verscheuchen, mich mit den Augen hinzulenken. Still verstand sie alle Wünsche durch Zeichen auszudrücken.

Nach einer persönlichen Mitteilung meines inzwischen dahingeshiedenen Freundes, Prof. HERMANN VON IHERING, früher Leiter des Museums in São Paulo, kommt unter Gês-Völkern, bei abgeschlossenen kleinen Urwaldgruppen, die in abgelegenen Urwald-



bezirken Brasiliens leben, Sprachlosigkeit infolge Degeneration vor. Es könnte danach ein Degenerationsvorgang möglich sein, der niedrige Menschenstämme, wenn sie einzeln in kleinen Familiengruppen unter schweren Daseinsbedingungen im ewigen Halbdunkel der Wälder abgeriegelt werden, auch ohne ausgeprägte Umgangssprache sich miteinander verständigen läßt. Merkwürdig bleibt das Verhalten der Quruñgu'a jedenfalls, wenn es auch noch nicht aus dem Rahmen des von Primitivvölkern Bekannten herausfällt. Ein holländischer Kolonialoffizier und geschulter Beobachter hatte drei Monate auf einem Jagdzuge einen Kubu, einen Angehörigen des primitiven Urwaldvolkes Sumatras, ständig bei sich, ohne daß der geschulte und seinem Herrn freundlich zugetane Pfadfinder auch nur ein einzigesmal gesprochen oder der Kubu auch nur auf die Anwendung seiner schon bekannten Sprache hätte reagieren wollen.

Ausdrucksmöglichkeiten durch Zeichen setzen begriffliche Festlegungen ebenso voraus wie sprachliche Bezeichnungen. Eine alles Wichtige umfassende Kenntnis solcher Zeichen wäre notwendig, zum Verständnis ihrer Psyche umzulernen. Man wird mit diesen, so andersartig eingestellten Urwaldprimitiven lange leben müssen, um eine solche Kenntnis zu erlangen. Ihre Ablehnung sprachlicher Verständigung macht es so schwer, uns eine Tür zu öffnen, in ihr Begriffsvermögen einzudringen.

Seine Gedanken geheim zu halten, sich durch Zeichen statt durch Sprachlaute zu verständigen, mystischen Symbolen die Bedeutung ganzer Vorstellungskomplexe zu geben, ist ein Grundzug allen indianischen Wesens, noch schwerer an der Wurzel zu erfassen als bei höher entwickelten Kulturen.

Sollte es größere Gruppen von 20—100 Individuen richtiger Quruñgu'a noch in den Wäldern geben, so mögen die Verständigungsformen andere sein; vergeblich habe ich das Gebiet auf beiden Ufern des Grande danach durchzogen. Eine größere Gruppe von Quruñgu'a hätte vermutlich nicht zu einem solchen, dann nur als degenerativ deutbaren Prozeß gelangen können.

Stark ausgeprägte Überaugenbrauen, eine platte, australoide Nase mit quergestellten Nasenlöchern, schmale, langgestreckte Waden stehen als einprägsame primitive Merkmale einem kräftigen hohen Körperwuchs (170—190 cm) bei den Männern gegenüber. Auch dieser allgemeine körperliche Status neben solchen primitiven Merkmalen spricht dafür, daß es sich bei etwaigen Sprachmängeln um einen Rückbildungsvorgang innerhalb einer kleinen Gruppe handeln würde.

Im ganzen habe ich meinen ersten Eindruck verstärken können, daß in den Quruñgu'a Nachkommen eines Restes einer Urbevölkerung enthalten sein könnten, der bei einigen Gesichtsformen an Vergleiche mit Papua oder Südsee-Bewohnern denken läßt. Bei manchen der nachfolgend besuchten Stämme fahndet man dagegen ganz vergeblich nach solch fremdartigen Typen, sie gleichen den indianisch-mongoloiden Zügen anderer Waldvölker. Solche spezifischen Merkmale südamerikanischer Indianer, z. B. mongoloide Schlitzaugen, erscheinen aber auch vereinzelt bei den Quruñgu'a.

### Siriono.

Schwieriger war es, abgesehen von den Siriono, an der Mündung des Grande in den Mamoré und auf der Missionsstation Santa Maria, einzelne andere Unterstämme der eigentlichen Siriono an ihren Wohnsitzen anzutreffen. Monatelang bin ich in den Wäldern herumgestreift, kaum erkennbaren Indianerpfaden nach, die erst auszuschlagen waren, um auch für mich gangbar zu werden. Kam man nach mühsamen Märschen an eine Wohnstätte, lag sie oft vor kurzem von ihren flüchtigen Bewohnern verlassen. Diese typischen Urwaldtypen sind scheuer als leicht zu vergrämdes Wild. Der Fall dürfte eingetreten sein, daß sie mich aus stiller Verborgenheit beobachteten, ich aber nichts von ihnen im Dunkel des Waldes bemerken konnte. So habe ich nur allmählich

Material<sup>1)</sup> über die Siriono-Stämme der Neoze, Tirinié, Jande u. a. zusammentragen können. Die dürftigen ethnologisch brauchbaren Nachrichten über Siriono, welche sonst<sup>2)</sup> den Weg in die Öffentlichkeit fanden, betreffen ausnahmslos die Neoze. Mit diesem Namen bezeichnen sich selbst viele Siriono am Grande und am Mamoré als Neoze-née<sup>3)</sup> die aus sich herausgehen, d. h. aus der gleichen Verwandtschaft, was dem Sinn nach also so viel wie Verwandte bedeuten soll.

Die Neoze schauen tief auf ihre angeblich stimmten Nachbarn an den Waldsümpfen herab. Nicht immer ist das Verhältnis ein freundliches, mit dem Siriono und Quruñgu'a einander im Walde begegnen. Am Mamoré fürchtet man die Quruñgu'a als gute Schützen sehr. Bei den Tirinié und Jande, anderen kleinen Stämmen am Mamoré, habe ich furchtbare verheilte Pfeilnarben gesehen, die, wie mir die Leute erzählten, von diesen Nachbarn herrühren.

Der Wortschatz der Neoze am Chaparé stimmt beim Vergleich mit dem der Siriono am Mamoré überein, in den Dialekt der Neoze am Grande scheinen mehr Guarayo-Wörter übernommen zu sein. Während sich so zwischen weit auseinanderwohnenden Teilen ein und desselben Stammes der Neoze Sprachverschiedenheiten finden, sprechen die Tirinié und Jande<sup>4)</sup> zum Teil das gleiche Idiom wie der ihnen unmittelbar benachbarte Teil der Neoze. In ihrem psychologischen Verhalten dagegen stößt man oft bei dicht benachbarten Unterstämmen auf einprägsame Verschiedenheiten. Überall erweisen sich die Neoze als die intelligentesten.

Das Waldgebiet, in dem die nomadisierenden Siriono umherstreichen, läßt sich vorläufig nur an den Grenzen mit andern fremdrassigen Indianern einigermaßen bestimmen. Meist bleiben die Unterstämme auf ihren Zügen innerhalb eines oft eng begrenzten Urwaldgebietes, besonders solche Stämme, die wie die Neoze Pflanzungen, in Bolivien Chacos genannt, besitzen, von denen sie sich für gewöhnlich nicht gerne allzuweit entfernen.

Die Neoze kommen nach Süden im Bereich des Departamento Santa Cruz, wenn auch nur gelegentlich auf Wanderzügen, bis nach Bibosi, so genannt nach einer Ficusart. Nordöstlich und östlich davon werden sie in den Wäldern des Departamento Sahta Cruz von den Yaneigua oft feindlich bedrängt. Im östlichen Teile des Verbreitungsgebietes der Neoze bilden die Guarayo-Missionen ein Enklave inmitten verschiedener Neoze-Gruppen. Hier waren soeben die ersten Versuche gemacht worden, ihnen eine Missionsfürsorge zuteil werden zu lassen. Im Norden, im Departamento Beni wandern sie bis Torno Largo, weiter unterhalb kommen sie nirgends mehr bis an die Ufer des Mamoré. Vom Establecimiento Torno Largo aus konnte ich verschiedene kleine Stämme besuchen, die sich mir gegenüber selbst als Neoze, Tirinié und Jande bezeichneten. Im Westen besitzen sie am Mittel- und Unterlauf des Ichilo, Chimoré und Chaparé bis zum Zusammentreffen dieser Flüsse ein ziemlich geschlossenes Verbreitungsgebiet, in dem ihr ehemals so kriegerischer Charakter noch am stärksten hervortritt. Vom Ostufer des Chaparé sollen sie, hier Siriano genannt, sogar dort einst ansässige Yurucaré verdrängt haben. Einige Yurucaré zeigten mir beträchtliche Narben nach überstandenen Verletzungen durch die Holzpfeile der dortigen Siriono. Im Nordosten reichten sie bis in die Nähe des Itenes und kommen nach Norden ziemlich weit bis in den Bereich seines Unterlaufes hinab.

1) Im ganzen wurden 182 Siriono beobachtet.

2) RADWAN, ARTHUR. Einiges über die Siriono. Zeitschrift für Ethnologie, Jhrg. 1928, H. 4/6, p. 291—96, Berlin 1929.

3) Nasales ñ.

4) Jande ist ein Tupi-verwandtes Wort, das „große Leute“ bedeutet.

Eine fürchterliche Grippeepidemie hatte 1925 die Bewohner vieler Sirionodörfer dezimiert. Die durch diese Epidemie verursachte Wanderbewegung wurde zunächst an einer Stelle unweit der Guarayo-Missionen in friedliche Bahnen gelenkt.

Ein einst als Knabe von Ansiedlern gefangener Neoze hatte während einer gütigen Erziehung auf der Hacienda Los Cusis spanisch sprechen gelernt. Bei einem Überfall seiner Verwandten auf die Felder dieser Ansiedlung wurde er nach Jahren zu seinem Stamm zurückgeschleppt, um unter diesen den Frieden mit den Ansiedlern zu befürworten. Unter seinem Einfluß und noch mehr durch Hungersnot getrieben erschienen zuerst am Grande, dann an anderen Flußläufen ihre unbedeckten Gestalten, ohne Waffen, um auf friedliche Weise Nahrungsmittel zu erbetteln. Mit dem Jahre 1927 hatten diese stellenweisen Befriedigungsprozesse solche Fortschritte gemacht, daß die Franziskaner zum erstenmal in ihrer Jahrhunderte alten Tätigkeit in Bolivien auch an eine Missionierung der Siriono denken konnten. Die ersten Hüttenbauten mit Motacu-Blätter-Dächern waren gerade in Santa Maria für diesen Zweck errichtet, als ich dort anlangte. Diese friedliche Annäherung, ohne daß eine eindringende Zivilisation etwas verlöscht hatte, sollte sich für Beobachtungen auch später bei den Siriono am Unterlauf des Grande als günstig erweisen. Der einstige Gefangene wurde mir ein wertvoller Dolmetscher, trotz seiner schon ungünstigen Erfahrungen mit Weißen. — Seine zweite Frau war ihm gestorben, gerade hatte er ein 10jähriges, eben reifes Mädchen das einzig im Stamme mannbar gewordene, zugeteilt erhalten. Das erste Menstrualblut trug sie über den Unterleib geschmiert. Ein halbes Kind noch, suchte sie sich nach Möglichkeit vor dem Herrn Gemahl zu drücken.

Halsketten werden nicht nur zur Zier getragen, teilweise besitzen sie auch magische Bedeutung oder dienen praktischen Zwecken, wie zum Befestigen von Werkzeugen. Männer und Frauen tragen Bindungen aus dünnen Schnüren über dem Hand- und unter dem Kniegelenk. Sie bilden eine Art von Hindernis gegen den Ana-Geist und sollen den Gliedern Stärke verleihen. Über dem linken Handgelenk werden bei den Männern diese Bindungen oft zu einem Schutz gegen das Schnellen der Bogensehne verstärkt (Taf. XVI, Fig. 1 u. 4). Bei Frauen fand ich z. B. bei den Neoze von Santa Maria mehrfache Kettenreihen von Samenfrüchten, die sie Kea nennen (Taf. XV, Fig. 3), ferner nur aus Eckzähnen, bei Tirinié-Frauen nur aus Backenzähnen von Tejon. Nur die Frau trägt Ketten aus Samen. Ein ganz merkwürdiger Schmuck aus den Trachealringen vom Tucan, die sicher eine magische Bedeutung haben, wurde vor Antritt einer längeren Reise durch unbekanntes Waldgebiet von dem Führer angelegt. Kinder trugen ein Halsband aus den Schulterknochen von Landschildkröten. Auch bei den eigentlichen Siriono zeigen Männer wie Frauen auf den Streckseiten der Oberarme Reihen von Punktiernarben, bei den Frauen sogar vom Halsansatz über die Schulterecke bis zum Ellbogen verlaufend. Die Punktierungen werden mit dem Stachel der Raja (*Trygon hystrix*) eingestochen, der vorher noch besonders geschärft wird.

Bei den Frauen der Tirinié fand ich ein seltsames Amulett, eingetrocknete Stücke Nabelschnur ihres Kindes. Eng eingebunden hingen sie an einer Schnur um ihren Hals und um den des Säuglings. Letztere tragen dieses Bündel auch oft um das rechte Handgelenk geknüpft (Taf. XVI, Fig. 2 u. 3). Für die gefährdeten ersten Monate ist die Nabelschnur ein wichtiger magischer Schutz für das Neugeborene. Wir stoßen hier auf eine Vorstellung besonderer Bedeutung des Nabels: wie die Wurzel den Baum aus der Erde, so nähre die Nabelschnur das Kind aus der Mutter. Der Überzeugung, daß die Lebensfunktionen des Kindes aufs engste mit dem Umbilicalstrang verbunden bleiben, der deshalb aufzubewahren, begegnen wir von den niedrig stehenden Siriono an bis zu den Kulturvölkern der Anden. Die alten Inka hoben die sorgfältig getrockneten Reste der Nabelschnur auf und wenn ein Kind krank wurde, ließ man es an

diesem getrockneten Rest saugen. Heute pulverisieren die Aymara getrocknete Nabelschnur zu Kindermedikamenten. — Die Nabelschnur wird mit einem Tacuara-Messer abgeschnitten, dann gibt der Vater ihm den Namen. — Die Neoze scheinen eine Art von Männerkindbett zu üben. Der Vater lag mehrere Tage „vor“ der Geburt in der Hängematte.

Nach der Geburt eines Kindes, aber auch bei anderen Gelegenheiten tragen die Neoze einen besonderen Federschmuck im Haar, rote Bauchfedern vom Tucan vorn über der Stirn festgeklebt, über dem Oberkopf Federn vom Seracum und über dem ganzen Hinterkopf rotbraune Brustflaumfedern vom Motum. Der Tucan (*Ramphastos toco*) gilt seines langen Schnabels wegen als dämonisches Tier, deswegen flocht sich die Mutter seine roten Bauchfedern als Abwehr ins Haar, das Kind müßte sonst sterben.

Junge Tiriniémänner trugen blaßrote Federbüschel einer Flamingoart zu beiden Seiten über dem Ohr herabhängend, die Jande kleine Straußenfedern. Da Wachsklebungungen kaum aus den Haaren zu lösen, entfernt man nach längerer Zeit den Schmuck einfach durch Kurzschneiden der Haare. Die Sitte, die Haare der Augenbrauen auszureißen, bei manchen Neoze- und Tirinié-Frauen, die Schamhaare zu entfernen, ferner die Haargrenze durch Ausrupfen an der Stirn weiter hinaufrücken zu lassen, ist bei allen Siriono-Stämmen üblich. Geschnitten wird das Haar bei allen, bei den Siriono-Männern sogar recht kurz. Neben scharfen Tacuarasplittern werden auch Muschelschalen zum Haarschneiden benutzt, gelegentlich ist dazu eine Schneideunterlage aus Holz notwendig.

Die Tiriniéfrauen pflegten sich das ganze Gesicht mit Ausnahme der Nase und der weichen Augenlider lebhaft mit Urucu zu bemalen, die Neoze-Frauen vor allem Stirn und Wangen. Irgendwelche geometrische Muster fehlen, ebenso wie die durch Rajastacheln verübte Punktierung keine geometrischen Muster kennt, nur Striche, unregelmäßige Punktreihen oder Punktfelder aufweist. Die Urucubemalung wurde einmal von einer Frau aus Furcht vor Fremden angelegt, soll also wohl auch eine mystische Schutzwirkung üben.

Zur Ausrüstung der sonst nackten Siriono gehört eine geflochtene Tasche aus Motacublättern, Achseltaschen für Wasserbehälter aus Kürbisschalen (Abb. 2). Das Hirazi-Instrument, Rajastacheln und Palometa-Kiefer werden häufig mitgeführt.

Der Hüttenbau, soweit von einem solchen die Rede sein kann, steht bei allen diesen Stämmen auf niedriger Stufe. Unter oder am Stamm eines dichtbelaubten Baumes in der Nähe eines Wasserloches gelegen, werden kleinere Stämme durch abgebrochene Querhölzer verbunden. Als Bindestränge dienen Schlingpflanzen. Gegen ein solches Rohgestell werden hohe Motacublätter gelegt. Halten diese Palmenblätter in der Regenzeit nicht dicht, so schiebt man geflochtene Sitzmatten oder Patujubblätter auf der Innenseite zur Dichtung dahinter. Unter dieser dann immer noch dürrtigen Bedachung hängen regellos wie Lianengewirr schwere Hängematten, ihr wichtigster Wohnbesitz, kreuz und quer durcheinander. Man findet immer, daß jeder einzelne erwachsene Bewohner daneben seine eigene Feuerstelle unterhält, nur Gatten eine gemeinsame. Sind die Jagdgründe in der Umgegend eines Lagers nicht mehr ergiebig genug, tritt Wassermangel ein oder droht Hochwassergefahr, so wird das Lager einfach verlassen, aber niemals zerstört, um ein neues an besser geeigneter Stelle zu errichten.

Die Hängematten bestehen aus Längsschnüren in Lagen von 3—3½ Meter Länge, durch wenige Querstreifen etwa 80—90 cm breit an mehreren Stellen nahe der Mitte verknüpft. Oft ist nur eine Querbinding für die Lagerung des Beckens vorhanden, nicht ganz in der Mitte, etwa im Abstandsverhältnis von 4 zu 5 von den Enden. Auf Jagdzügen wird eine kleine Hängematte mitgenommen, in der eigentlich nur das Gesäß Platz findet, auf den Aufhängeschnüren der einen Seite balanciert der Kopf,

auf der Gegenseite ein Bein, während das andere die Hängematte zur Abwehr von Moskitos in schaukelnder Bewegung hält.

Unter den von ihnen im Walde gesammelten Früchten sind die der Motacu-, Chonta- und anderer Palmen zu nennen. Die Früchte der Motacu-Palme werden im Feuer geröstet, die dünne Schicht über dem dicken Fruchtkern nagen die meisten Siriono mit den Zähnen ab, nur bei Frauen der Tirinié sah ich sie auch mit einem dünnen Holzstäbchen abschaben. Besonders schätzen sie die Früchte des Coquino und Paquio. Um die Früchte des Paquio (*Hymenaea Crusbaril*), eines sehr hohen mächtigen Baumes, zu erreichen, bedienen sich die Siriono zwischen Grande und Mamoré



Text-Abb. 2. Achseltasche mit einem Wasserbehälter aus einer Kürbisschale.

besonderer Hilfsmittel. Die Neoze und Tirinié brechen einen ca. 10 cm dicken Stab ab, binden ihn mit Bihucosträngen in Abständen von ungefähr 50 cm an den Stamm. An der dünnen Stange halten sie sich mit den Händen, auf die Bihucostränge setzen sie ihre Füße wie auf Leitersprossen. Häufig benutzen sie, um auf einen großen, schwer ersteigbaren Baum zu gelangen, einen kleineren Nachbarstamm, um von einer hochgelegenen Astgabel einen ca. 10 cm dicken langen Pfahl zu einer erreichbaren Astgabel des größeren Baumes eventl. unter Sicherung durch Bihucoumwicklung zu legen. Daran hängeln sie hinüber. Kleinere Bäume erklettern sie unter Umklammerung mit gefalteten Händen, dann stemmen sie unmittelbar unter den Händen die Füße mit den Sohlenflächen gegen den Stamm, um dann die Arme ruckweise emporzuschellen, dann wieder die Füße nachzuziehen usw. Trotz solcherweise gut ausgebildeter Klettermethoden sieht man viele schwere Knochenbrüche von Unfällen bei Kletterkünsten. Suchen sie z. B. in den Zweigen stecken gebliebene Pfeile, und eine der am Wirtsbaum hängenden als Kletterseile benutzten Lianen reißt, so können böse Abstürze erfolgen. Ein armer Kerl mit einem alten Beckenbruch stellte mir einmal mimisch seinen Unglücksfall so dar. Bei den Siriono wäre er dem Hungertode ausgesetzt worden. Mozos aus einer Ansiedlung fanden ihn auf, wo er Verpflegung bekam. Ein Siedler fand einmal



eine fast verschmachtete Frau mit einem Knöchelbruch in einem tief ausgehöhlten Loche, oben mit Zweigen verdeckt. Ausgeheilt lief sie eines Tages davon.

Auch zum Überqueren von Flußläufen können Lianen benutzt werden. Als D'ORBIGNY<sup>1)</sup> im September 1832 mühsam den Piray hinauffuhr, hatte er mehrere Lianenbrücken der Siriono für die Durchfahrt zu zerstören. Er erzählt, daß sie Pfähle auf dem steilen Ufer einschlugen, einige gerade, um das Seil zu tragen, andere schief, es zu stützen, ungefähr wie eine Hängebrücke. Um die Stämme sind Lianen geschlungen, die sie dann an vorspringenden Baumstümpfen inmitten des Flusses befestigen und an anderen Pfählen, die auf die gleiche Art am Gegenufer aufgestellt würden. Diese Lianen werden also über das Wasser gehängt, man könnte sich beim Überschreiten daran festhalten, um nicht von der Strömung mitgerissen zu werden. Übrigens sah D'ORBIGNY damals nur frische Spuren dieser Wilden. Aber auch solche waren zu unserer Zeit nicht mehr am Fluß, erst in der Tiefe der Wälder zu entdecken. Von den Ufern selbst scheinen sich die Siriono jetzt weiter als früher zurückgezogen zu haben.

Die Siriono sind noch heute in erster Linie nomadisierende Jägervölker, aber daneben betreiben sie einen, wenn auch ziemlich unregelmäßigen Anbau von Mais, Yuca und des Papaya-Baumes.<sup>2)</sup> Tiere aller Klassen dienen ihnen als Nahrung, die 2 Wildschweinarten Boliviens, Gürteltiere, Hochis, Eichhörnchen, Schildkröten, auch Schlangen, Insekten und Würmer, nur Frösche habe ich sie nie verzehren sehen.

Alles Fleisch wird in glühender Holzasche geröstet, bei kleineren Säugetieren, z. B. bei Affen, werden zuerst die Haare abgesengt, dann der kahle Körper ohne Herausnahme der Eingeweide in der Asche zwischen glühenden Holzstücken mehr geröstet als gebraten. Bei großen Tieren, wie beim Wildschwein, Capybara, Tapir, Riesengürteltier und Krokodil werden und zwar am Orte der Erlegung, die ganzen Eingeweide herausgenommen, nachdem der Bauch der Tiere mit einem Tacuara-Messer aufgeschlitzt wurde.

Um zu trinken, falten die Neoze unterwegs ein Patuju-Blatt zu einer flachen Schale zusammen, um sie nach Gebrauch fortzuwerfen. Patuju-Blätter dienen auch zum Einwickeln von Lebensmitteln.

Bei den Siriono werden meist die Maiskolben im Feuer geröstet, aber auch Maisklöße gedünstet. Die unter Wasserzusatz aus fein gestampftem Maismehl gekneteten Klöße werden in feuchte Patuju-Blätter gewickelt, in einen damit ausgekleideten Topf gelegt und mit ebensolchen Blättern bedeckt. Das Ganze wird dann zum Dünsten aufs Feuer gestellt. — Die Neoze bevorzugen neben dem wilden Honig, dem alle besonders nachstellen, Mais oder Yuca zur Bierbereitung in großen Tongefäßen. Die zum Gären zu bringende Masse sah ich nur mit den Händen durchkneten, nicht durchkauen wie bei anderen Indianern.

Die Neoze konnten durch die Anlage von Pflanzungen dort wachsender wilder Baumwolle zu weiterem Besitz gelangen. Die Waffen und einen Teil der Flechtereien fertigten nur die Männer. Die Werkzeuge dagegen, welche zum Eimernten und zum Erwerb des größeren Besitzes der Neoze, wie z. B. die Spindel, dienen, werden nur von Frauen gehandhabt. In ihren Chacos werden von den Weibern Grabstöcke aus schwerem Chontaholz mit einem zu einer kleinen Schneide zugespitzten Ende verwandt. Dieses dient z. B. zum Herausstechen der Yucawurzeln, des Palmito (Palmenkern), zum Löcherstechen beim Säen des Baumwollsamens. Das andere stumpfe Ende wird auch als Stößel zum Zerquetschen des Mais in einem aus einem dicken Tacusra-Stück ausgehöhlten Mörser gebraucht.

<sup>1)</sup> D'ORBIGNY, ALCIDE. Voyage dans l'Amérique meridionale, Tome III, pag. 253, Paris 1844.

<sup>2)</sup> Carica papaya, auch Melonenbaum genannt.

Die Pflanzungen ähneln im Aussehen eher einem regellosen Gestrüpp zwischen angekohlten oder verwitterten Stämmen der bei der vorausgehenden Rodung umgelegten Bäume, falls man nicht an und für sich einen Windbruch dazu benutzte und diesen nur notdürftig zur wahllosen Anpflanzung von Yuca, Mais, Tabak usw. her richtete

Die von den Fruchtkernen abgezapfte Baumwolle wird mit 1,20 m langen ungefügen Handspindeln aus Chontaholz, deren Schwungrad aus einer durchbohrten gebrannten Tonscheibe von 10—15 cm Durchmesser besteht, zu grobem Faden gesponnen (Taf. XV, Fig. 3). Die Baumwollfäden geben, oft mit Urucu gefärbt, das Material für geknüpft Kinder-Tragbinden und die Querknüpungen der Hängematten her. Für die dem Gewicht nach recht schweren Hängematten werden jedoch hauptsächlich geflochtene und gewachste Schnüre aus Pflanzenfasern (Bromeliaceen) verwandt. Diese Erzeugnisse sind Errungenschaften, welche die anderen Siriono weit über die Quruñgu'a hinausheben, auch wenn sie keinerlei Weberei kennen. Zur Bereitung der Maisklöße stellen die Siriono einfache Gefäße aus freier Hand geformt oft bis zu recht beträchtlicher Größe her. Daneben benutzen sie Becher aus verschiedenen Fruchtschalen, z. B. der Tutuma (*Crescentia cujete*), zum Wassertrinken, zum Einsammeln von wildem Honig (Taf. XVII, Fig. 2) usw. Die Masse, aus der die Gefäße, der Spindelkern, sowie Tabakpfeifen bei den Siriono hergestellt werden, ist ein Gemisch von Ton mit einem Pulver aus zerstampften Motacufrüchtkernen. Infolgedessen zeigen diese Gegenstände nach dem Brennen unter darum geschichteten Holzschichten feine Poren. Die Oberfläche des gebrannten Tons wird vielfach mit der Außenfläche der Schale einer großen Waldschnecke (*Bulimus*) poliert. In den ca. 18 cm langen Tabakpfeifen wird der Tabaksaft von den entstandenen Poren aufgesogen. An ihrer Unterseite weisen die Tabakpfeifen einen anmodellierten Knopf auf, um sie bequemer hochzuhalten, mit ihrer Öffnung sind die Tonpfeifen nämlich nur wenig nach oben gebogen. Raucher pflegen, wenn sie dabei nicht in der Hängematte liegen, den Kopf manchmal etwas in den Nacken zu beugen, um den zu kleinen Stückchen zerblättern Tabak nicht aus der trichterartigen Pfeifenöffnung zu verlieren.

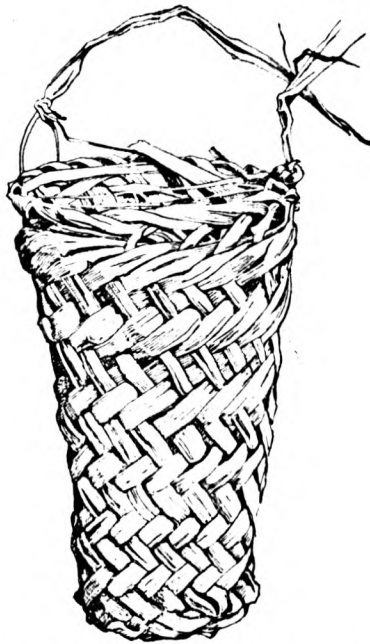
Der Feuerquirl besteht aus einer Unterlage von Picanaholz (*Cordia*), das eine kleine Aushöhlung zeigt, mit einer anschließenden Rinne bis zum Rand des Unterlageholzes. In dieser Aushöhlung wird unter leichtem Druck das abgerundete Ende eines Hartholzes so lange herumgequirlt, bis glimmende Funken auf einen darunter gelegten Zunder aus der Blütenhülle der Motacupalme fallen. Dieser Vorgang dauert etwa eine Stunde, bis das Feuer entfacht ist, gelangt aber nur höchst selten in Notfällen zur Anwendung und war nur älteren, erfahreneren Leuten bekannt. Die Neoze pflegen dauernd das Feuer zu bewahren. Immer wird ein Stück glimmenden Holzes unter der Asche verwahrt. Auf Reisen werden lange glimmende Stücke der Motacublütenhülle, in feuchte Patujublätter gewickelt, mitgeschleppt. An häufig begangenen Wegen unterhalten sie regengeschützte Depots glimmenden Zunders und so sorgfältig wird diese ewige Feuerbehütung niemals außer acht gelassen, daß sie stets aus einer langsam glimmenden Motacublütenhülle in wenigen Sekunden Feuer anblasen können.

Die Tirinié, Männer wie Frauen, schwimmen recht behende mit Paddelbewegungen wie die Hunde. Dabei sind alle gute Fischer. Blitzschnell griffen sie im Wasser Fische, so kleine Panzerwelse (*Acestra boliviensis*). Fisch-Netze habe ich nie bei ihnen beobachtet.

Der bis 3 m lange Bogen wird bei den Siriono rund zu sich verjüngenden Enden gearbeitet, am zierlichsten bei den Neoze von Santa Maria, von mittlerer Stärke bei den Stämmen am Grande, als Ganzes bleibt die glatte runde Form des Bogens (Taf. XIV, Fig. 1) ohne Einkerbungen für die Schnurenden die gleiche. Die Neoze verwenden teilweise, damit die dicke gedrehte Bogenschnur festsitzt, eine feine Schnurumwicklung kurz vor den zu einer konischen Spitze auslaufenden Bogenenden.

Bei den Neoze pflegt man die Bogen mitunter feucht aufzubewahren, besonders in gespanntem Zustande. Die Pfeile, die kaum kürzer, aber in der Form gleich denen der Quruñgu'a, schützt man umgekehrt vor Regen, indem man sie neben Vieragen von unbearbeitetem Chujio-Rohr auf hoch gelegenen Gestellen unter zahlreiche Motacu-Blätterlagen legt. Halbwüchsige Knaben führen gleichgearbeitete, aber viel kleinere Kinderpfeile.

Die zur Herstellung verwandten Werkzeuge, das schon erwähnte Hirax oder 'Aikudin, große, am Bruchende scharf schneidende Sumpfschneckenschalen, die schalen Ränder von Tacuara-Splintern usw. sind bei allen die gleichen. Auch in Umfang und Form der Flechtarbeiten aus jungen Motacublättern, Sitzmatten und Tragtaschen in verschiedener Gestalt, je nachdem sie über die Schulter, den Rücken oder in der Hand getragen werden, tütenförmigen Behältern (Text-Abb. 3) usw. sind wenig Unterschiede vorhanden.



Text-Abb. 3. Rund geflochtenes Körbchen aus einem Motacu-Palmblatt (*Attibates princeps*).

Um einen Feuerfächer zu flechten, schneidet der Neoze ein etwa zwei Handspannen langes Stück des Blätterstieles eines noch jungen, gelben, also noch nicht chlorophyllhaltigen und weichen Innenblattes der Motacupalme. Diesem liegen die schmalen Einzelblätter des gefiederten Blattes noch dicht an. Zwischen den beiden Seiten mit den anliegenden Einzelblättern am Blattstiel wird ein schmaler Streifen tangential abgeschnitten. Dann können die Einzelblättchen, es waren 17—18, jederseits abgehoben werden, um schräg überkreuzt verflochten zu werden. Ist der Fächer lang genug geworden die Einzelblättchen an der einen Seite umgeknüpft, dann immer wieder auf der zwei Streifen gesteckt und so rückwärts verflochten. Die der anderen Seite knüpft man um die so entstehende Kante, sie dann ebenso auf der anderen Seite rückwärts zu verflechten.

Bei den Siriono ist eine auch sonst bei südamerikanischen Indianern ausgesprochene Erscheinung einer sprachlichen Aufteilung in kleinste Gruppen festzustellen. Bei allen Siriono ließen sich bei anfänglich stummem Verharren Wörterverzeichnisse in mühsam geduldiger Aufnahmearbeit erlangen. Jüngere Leute bewiesen zum Teil eine äußerst rasche Auffassungsgabe; ihnen vorgeschprochene Worte irgendeiner Sprache, selbst des Deutschen, sagten sie fast fehlerfrei nach.

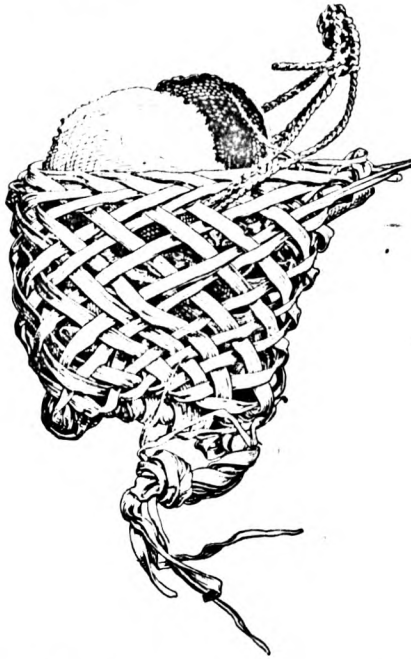
Nachdem meine Aufzeichnungen des Sprachschatzes der Neoze einige Fortschritte gemacht hatten, insbesondere aber unter Mithilfe des schon erwähnten spanisch sprechenden Neoze und der Franziskanerpatres von San Pablo, sollte ich auch etwas von den religiösen Anschauungen und den Sagen dieser Leute erfahren. Hier sei nur kurz berichtet: Amé nennen sie, wie den Großvater oder Dorfältesten, auch den großen Häuptling, der in Mbaerunya ist, d. h. wo alles drinnen ist, wir könnten etwa sagen „im Himmel“. In Mbaerunya trinkt der Amé Maisbier und hat beliebig viel Weiber. Zu ihm kommen die Toten, nur die Neoze, die nicht zu jagen verstehen, dürfen nicht nach Mbaerunya, sie müssen dann als Geister hinter Schweine- und Affenherden einherziehen. Manche Stellen des Waldes werden dieser Geister wegen fürchtensam gemieden. Vor dem Lager, an Stellen erfolgreicher Jagd, werden Jagdzauber errichtet, die Schädel der erlegten Tiere auf einen Stab gesteckt, Büschel von Federn erlegter Vögel angebunden, damit sie neue Jagdtiere anziehen, Maisbündel an Sträucher vor dem Dorf angebunden, damit der Chaco gute Ernte bringe. Yaritata nennen sie die Sterne, die Feuer, welche die Leute von Mbaerunya jeden Abend anzünden. Sonne und Mond spielen eine Rolle, besonders aber Ana, der böse Geist. Er macht die Leute krank, wenn er in sie hineingeht. Heilmittel kennen sie nicht, wenn man nicht etwa das Schröpfen mit Rajastacheln darunter rechnen will. Die Tirinié-Frauen habe ich ihre Kinder bei Kopfschmerzen, überhaupt bei Kranksein, Klapse auf den Kopf versetzen und bei Leibschmerzen den Bauch in forciert Weise kneten sehen. Wenn jemand bei den Neoze schwer krank wird, so stellt man in die Nähe des Kranken ein 4—5jähriges Mädchen mit einem Schädel in den Händen. Der Schädel läßt dann den Kranken wissen, ob er leben oder sterben wird. Man denkt sich also den Schädel noch von einem Geist bewohnt.

Soweit ich selber beobachten konnte, finden die Tanzfeste der Neoze bei Vollmond statt. Bei den Neoze und Tirinié tanzt man ohne Waffen. Mehrere Männer haken sich oft dabei nebeneinander unter, legen den Kopf bei steil aufgestrecktem Hals nach hinten und tanzen so unter schrillen Ausrufen „Hütta, Tütta“ im Stampfschritt auf der Stelle. Auch um den Amé günstig zu stimmen, daß er Früchte wachsen lasse, werden Tänze von den Neoze aufgeführt. Nur bei den Tirinié sah ich auch die Frauen, zum Teil mit ihren kleineren Kindern auf der Hüfte, tanzen, sich unterhakend watschelten sie still, auch halbwüchsige Mädchen dazwischen, immer über die große Zehe des linken Fußes tretend, im Kreise umher (Taf. XVII, Fig. 1).

Eine auffallend höhere Entwicklungsstufe der Neoze kann man wohl darin erblicken, daß sie ihren Toten eine pietätvolle Behandlung zuteil werden lassen. Aber auch hier verläßt man nach dem Ende möglichst schnell mit den Sachen das Lager, den Geist des Abgeschiedenen fürchtend. Ein mir schon gut vertrauter Tirinié-Stamm riß sofort, als ein bei mir befindlicher Mojos-Indianer zufällig ertrank, in die Wälder aus, weil der Tote sich wahrscheinlich alsbald jemanden zur Begleitung mitnehmen würde. Dieser Glaube ist der Grund, weshalb nach jedem Todesfalle das Lager verlassen wird, oder daß man sogar schon von einem Sterbenden davonläuft.

Die Neoze setzen ihre Toten auf Matten, schlagen sie darin ein und errichten darüber eine kleine Hütte aus Motacublättern. Selbst auf ihren Jagdzügen verfahren sie so. Wenn sie daheim, d. h. in einem Dauerlager für mehrere Monate sind, so legen sie die Matten erst auf ein 1—1½ m hohes Gestell über dem Erdboden. Darunter oder daneben

zünden sie einen Tag lang Feuer an, damit der Verstorbene sein gewohntes Feuer habe, wahrscheinlich auch den Geist des Toten darin einzuschließen. Auch essen die Verwandten am Todestage nichts bis zum Nachmittage. Inmitten einer verlassenen großen Dorfanlage tief in den Wäldern östlich vom Grande fand ich eine hohe große Grabhütte, die man wenige Monate vorher einem angesehenen, etwa 65jährigen Häuptling nach seinem Tode errichtet hatte. Sie war viel sorgfältiger gebaut, als sonst die Lager der Neoze. Den Grundriß bildete ein unregelmäßiges Fünfeck, als Eckpfiler waren teils Stämme gewachsener Bäume, teils eingegrabene Pfähle benutzt worden. Etwa 2 m über dem Erdboden sah man die Pfosten durch Querhölzer verbunden, auf denen wieder in der Mitte 10 Stämme ruhten. Auf ihnen lag das Skelett, in Matten gewickelt. Fünf Feuerstellen hatte man dem toten Pava für die Nacht nach seinem Tode am Boden der Hütte angezündet. Ihre Wände aber bildeten ausgesucht schöne und große, bis zu 8 m lange Motacublätter, die, rings um das Hüttengestell gelegt, sich mit ihren Spitzen zu einem hohen Dom über dem Grablager zusammenschlossen. Das Ganze verfehlte nicht, im Duster des Waldes unter hohen, mächtigen Mahagonibäumen einen ehrwürdigen Eindruck zu machen.



Text-Abb. 4. Körbchen mit den Schädelknochen eines etwa 3jährigen Kindes

Sind die Knochen nach Monaten auseinandergefallen, so werden sie in dem verwitterten alten Lager verscharrt, der Schädel in die Wohnstätte mitgenommen. Eine Neoze-Mutter hatte die Schädelknochen eines etwa 3jährigen Kindes in einem aus Motacublättern geflochtenen Körbchen neben ihrer Hängematte angebracht (Text-Abb. 4).

Rassenanatomisch ist der Unterschied zwischen den Quruñgu'a und den eigentlichen Siriono nicht unbedeutend. Einige Merkmale haben jedoch alle gemeinsam. Dies sind im Alter stark vorspringende Überaugenwulste am sonst hochgewölbten Schädel. Eine



osteologische Bearbeitung steht noch aus. OUTES<sup>1)</sup> beschrieb den Schädel eines etwa dreißigjährigen Siriono. Die stark einwärts gestellten Füße anderer Indianer finden sich namentlich bei älteren Frauen, auch bei den eigentlichen Siriono bis zum Extremen ausgebildet. Eine angeborene Anlage wird hier zeitlebens noch dadurch verstärkt, daß sie durch Schrägstellung der Füße nach innen leichter hohes Gras und junges Buschwerk, mit denen das unerschöpfliche Wachstum des Urwaldes immer wieder ihre engen Pfade bedeckt, niederzutreten pflegen. Beim Hinsetzen auf den Erdboden, oft auch in der Hängematte, drücken die Frauen stets und zwar meist ihre linke Ferse vor den Damm, wahrscheinlich um so die unteren Körperöffnungen vor dem Eindringen von Insekten (Zecken) zu schützen. Die Neoze, Tirinié usw. sind schwächer als die Quruñgu'a, ihre Frauen bei einem Neoze-Stamm mit Körpergrößen von nur 144—157 cm oft sogar zierlich klein. Nachdem ich sehr viele Neoze, Tirinié, Jande usw. in verschiedenen Lagern gesehen hatte, drängte sich mir die Theorie auf, daß die vorerwähnten Siriono-Stämme durch Vermischung eines Primitiv-Volkes mit anderen, hoher stehenden Indianern, insbesondere Tupi-Stämmen, entstanden sein könnten. Auch aus den kulturellen Beziehungen zueinander ließen sich Stützen für diese Annahme finden. Ihre Hautfarbe weist sehr oft helle Nuancen auf. Die Behauptung von Bolivianern, es gebe fast weiße Siriono, beruht auf der richtigen Beobachtung, daß trotz des völligen Kleidermangels unter einer Horde, die lange Zeit nicht aus dem stetigen Halbdunkel des Urwaldes herausgekommen ist, sich ganz gelblichweiße Individuen vorfinden.

Wo besonders kleine Frauentypen vorkommen, möchte ich sie als kümmerformen ansprechen und das dürfte vielleicht auch bei den kleinen Guayáki<sup>2)</sup> der Fall sein, den scheuen Bewohnern der zentralen Gebirgsketten im südöstlichen Paraguay. Manche Autoren haben auch in ihnen einen zurückgedrängten Rest einer südamerikanischen Urbevölkerung sehen wollen.

Es ist gut möglich, daß die Guayáki in Paraguay ebenfalls in die große Gruppe der primitiveren Unterschicht der indianischen Bevölkerung Südamerikas, wie die Macu in Brasilien, eingeordnet werden müssen. Ein direkter Vergleich zwischen Guayáki und Siriono aber wäre abwegig, denn diese Guayáki stehen doch noch immer höher als die Siriono, auch wenn sie körperlich eine kleine Rasse bilden. Sprachlich haben die Guayáki auch viele Guarani-Wörter aufgenommen. Unter den ihnen eigentümlichen Sprachbesonderheiten spielen ebenfalls nasalierte Konsonanten wie ñd, ñy, mb eine besondere Rolle. Die höhere Kultur der Guayáki zeigt sich darin, daß sie Tolderia besitzen mit Dächern auf Pfählen. Unter ihren Waffen finden sich Totschlägerkeulen. Ihre Flechttechnik, besonders mit Caraguatafasern, ist viel höher entwickelt als die der Siriono, das schwarze Wildwachs verstehen sie zu wasserdichten Überzügen der Körbe zu verwenden. Ganz besonders aber besitzen sie Steinwerkzeuge, namentlich Steinäxte, mit denen sie beim Aufsuchen des wilden Honigs Löcher in die Stämme schlagen.

In den künstlichen Erhöhungen an den Flußufern des Beni finden sich allenthalben Steinbeile, die auf dem Wanderwege und durch Tausch zu den einstigen Anwohnern gelangt sind. Das Wohngebiet der Siriono selbst entbehrt ja vollkommen aller Steine. Die Siriono besitzen nichts von jener früher in diesen Gegenden vorhandenen Kenntnis von Steinbeilen und leben nur in einer Holzkultur. Die Guayáki laufen zwar ebenfalls

<sup>1)</sup> OUTES, FELIX F. Description de un cráneo siriono. *Physis*, t. VII, pp. 190—212, Buenos-Aires 1924.

<sup>2)</sup> VOGT, P. F. S.V.D. Material zur Ethnographie und Sprache der Guayáki-Indianer. *Zeitschrift für Ethnologie*, Jahrgang 35, Heft VI, pag. 849—874, Berlin 1903, (gibt auf Seite 860 ein ausführliches Verzeichnis der bis dahin über die Guayáki erschienenen Literatur).

sonst unbekleidet herum, aber sie tragen etwa 40 cm hohe charakteristische Pelzmutzen. Sie schnitzen Pfeilspitzen mit vielfachen Zacken, die Siriono kennen nur die glatte Spitze, das Tacuramesser und den Widerhaken am Pfeil durch Anbinden eines zweiten zugespitzten Holzstückchens. In alledem zeigt sich die weit höhere Kultur der Guayakä nur in der Verwendung von in Affenfemora eingeschäfteten Nagetierzähnen als Werkzeug findet sich etwas auffallend Gleichförmiges. Auch weiter nördlich kommen an ganzen Amazonas-Quellgebiet in seiner riesigen weiten Ausdehnung überall sporadisch nomadisierende Stämme vor, welche insgesamt auf einer niedrigeren Stufe stehen als die sesshaften Indianerstämme an den betreffenden Orten. Dazu gehören z. B. die Katamanai im Gebiet der Chaboco, die Macu, welche schon MARTIUS erwähnt und die KOCH-GRÜNBERG an einzelnen Stellen näher untersucht hat. Aber alle diese weiter nördlich wohnenden primitiven Nomadenstämme scheinen ebenso wie die Guayakä doch immer einer etwas höheren Kulturstufe anzugehören. Als richtig wird sich wohl mehr und mehr erweisen, daß alle diese zerstreuten kleinen Stämme einer ursprünglichen Urbevölkerung angehören.

Nach den Erfahrungen, die man andernorts gemacht hat, sollte man annehmen, daß alle diese Völker einst vorher eine paläolithische Stufe durchlaufen haben, ehe sie von anderen einwandernden Stämmen in die Urwälder beiseite geschoben wurden und deswegen notgedrungen in eine Holzkultur zurücksanken.

Unter allen Grabungsfunden in Ostbolivien habe ich noch keine paläolithischen Stücke mit den charakteristischen Retuschen zu sehen bekommen. Alle Steinwerkzeuge aus dem bereisten Amazonasflußgebiete zeigen schon einen neolithischen Charakter. Das bleibt eine Beobachtung, welche zu denken gibt.

#### Yaneigua. ¶

Dieser Stamm stößt an die Südwestecke des Verbreitungsgebietes der Siriono. Seit Jahren beunruhigen sie sporadisch den Weg von Santa Cruz zu den Guarayo-Missionen und nach Chiquitos. Auch bei Yotaí und Ascension sollen sie Überfälle versucht haben. CARDUS widmet ihnen 17 Zeilen in seinem Werk über die dortigen Stämme. Sie sind noch am wenigsten erforscht. Fälschlich werden auch die Tapiete am Perapiti mit die durch ihre Wurfkeulen bemerkenswerten Tsiráhua als Yaneigua bezeichnet.

Es handelt sich bei den Yaneigua um einen Guarani-Stamm oder ein doch sehr guaranisirtes Völkchen. Jedenfalls sprechen sie einen Guarani-Dialekt. Sie sind von der Gruppe der Quruñgu'a und Siriono durchaus zu trennen. Es handelt sich körperlich um kleine Leute, von grazilerem, aber kräftigem Körperbau. Ihre Bogen und Pfeile sind etwa halb so groß wie die der Siriono und Quruñgu'a. Widerhaken werden aus dem massiven Holz herausgeschnitten und nicht, wie bei den Siriono, durch eine gewöhnliche Schnurumwicklung angefügt. In der Bewaffnung hebt die Yaneigua ihre Schlagkeule oder Macaba aus Chontaholz, auch Curúgua genannt, was aber nichts mit Quruñgu'a zu tun hat, hervor. Schlagkeulen sind eine charakteristische Waffe für die Tupivölker.

\*

### Museen — Institute — Ausstellungen.

#### Anthropos-Institut.

Seit im Jahre 1906 P. WILHELM SCHMIDT „nach jahrelanger, geduldiger Vorbereitung“ den „Anthropos“ gründete, ist das Kloster St. Gabriel (S.V.D.) in Montevideo durch die fruchtbare Tätigkeit von P. SCHMIDT und seiner Schüler und Mitarbeiter zu einer Pflegestätte völkerkundlicher Forschung von Weltruf geworden. Nicht nur katholische Missionare, für die in erster Linie ein wissenschaftlicher Stützpunkt geschaffen werden sollte, sondern Gelehrte fast aller Kulturnationen zählen heute zu den Mitarbeitern des Anthropos und der diesen ergänzenden „Anthroposbibliothek“ stän-